

INHALT

<i>Toni Distelberger</i>	
Das Fenster der Erinnerung	7
<i>Josef Prinz</i>	
Überfahrten	19
<i>Leopold Karlinger</i>	
Elbe und Erlauf	35
<i>Michael Distelberger</i>	
Tagebuch 1945	83
<i>Toni Distelberger</i>	
Passagen – Erzählen von Flucht und Heimkehr..	190
Glossar	236

Toni Distelberger

DAS FENSTER DER ERINNERUNG

Walter Benjamin (1892–1940) erzählt in seiner Parabel „Die Maulbeer-Omelette“ von einem König, der als Kind mit seinem Vater nach einer verlorenen Schlacht vor dem Feind fliehen muss. Sie werden so lange verfolgt, bis sie in einen tiefen Wald geraten. Dort stoßen Vater und Sohn, als sie vor Hunger und Erschöpfung nicht mehr weiterkönnen, auf eine Hütte. Deren Bewohnerin, ein „altes Mütterchen“, nimmt sie auf, bittet sie an den Tisch und kredenzt ihnen ein Gericht, das dem Buben so köstlich mundet, dass er glaubt, niemals wieder etwas so Wohlschmeckendes zu essen zu bekommen wie diese „Maulbeer-Omelette“. Die Erinnerung an den Genuss begleitet ihn bis ins Alter; jedoch sein Wunsch, wieder einmal davon zu kosten, bleibt ihm versagt, da sich keiner findet, der ihm die Speise bereiten kann. Nach langer Suche gerät er an einen Weisen, der ihm erklärt, warum ihm damals so gut geschmeckt hat, was die alte Frau in ihrer Waldhütte aufgetischt hat: Die Omelette war gewürzt „mit der Gefahr der Schlacht und der Wachsamkeit des Verfolgten, der Wärme des Herdes und der Süße der Rast, der fremden Gegenwart und der dunklen Zukunft“. Jetzt versteht der König, warum seine Sehnsucht unerfüllt bleiben muss.¹

1 Walter Benjamin, Die Maulbeer-Omelette. In: Walter Benjamin, Gesammelte Schriften IV: Kleine Prosa. Baudelaire-Übertragungen, Teilband 1: Kapitel „Denkbilder / Essen“ (Frankfurt am Main 2006) 380. Die Parabel ist ebenfalls enthalten in: Walter Benjamin, Kurze Prosa (Hamburg 2013) 138–139.

Ein achtzigjähriger Waldviertler, ehemals Bürgermeister seines Dorfes, Feuerwehr- und Waidmann, beschreibt, wie er sich als Siebzehnjähriger bei seiner Heimkehr aus dem Krieg im Mai 1945 von der Tochter eines Fischers, die nur mit einem Badeanzug bekleidet war, bei seiner illegalen Zonenüberquerung über die Donau rudern ließ: „Bis dahin hatte ich noch nie ein so schönes Mädchen im Badeanzug gesehen.“

Da merkte ich auf, nachdem meine Konzentration über der vorhergehenden Schilderung alter bäuerlicher Techniken schon zu ermatten begonnen hatte. Mit dieser Szene begann die Geschichte für mich zu leben; der Soldat und das Mädchen im Ruderboot wurden für mich deutlich sichtbar, anschaulich und konkret. Sie erinnerte mich an etwas. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erzählte der Historiker Dietrich Schäfer davon, wie Mitte des 19. Jahrhunderts, als er noch klein war, die Weser bei ihren Überschwemmungen das Haus seiner Familie unter Wasser setzte. Die Kinder ließen ihre Holzschuhe im überfluteten Zimmer schwimmen.² Die Kraft und Plastizität solcher Details lassen eine Erzählung erst lebendig werden: Holzschuhe, die wie Rindenboote in einem Raum schwimmen, der unter Wasser steht, sind ein eindrückliches und unvergessliches Bild.

Nachdem die West-Alliierten im Juni 1944 in der Normandie gelandet waren und die Rote Armee im Herbst 1944 in Ungarn schon weit vorgedrungen war, wurden immer noch junge Männer zum Dienst in die Wehrmacht einberufen, und zwar bevorzugt die Jahrgänge 1927 bis 1928. In den Krieg traten sie erst ein,

2 Peter Sloterdijk, *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre* (München 1978) 127.

als dieser schon entschieden war. Die Perspektive der jungen Soldaten in ihren immer rudimentärer funktionierenden Einheiten war es, zu hoffen, dass ihre Ausbildung lange genug dauern möge, um ihnen einen Kampfeinsatz zu ersparen. Tatsächlich sind viele Späteinberufene nie oder nur ganz kurz zu einem tatsächlichen Kampfeinsatz gekommen. Vom 1. Mai, als die Nachricht von Hitlers Tod bei seinen Truppen ankam, bis zum Inkrafttreten der Kapitulation am 8. Mai, dem offiziellen Kriegsende, war in einem Gebiet Süddeutschlands und Böhmens die staatliche Verwaltung zusammengebrochen. In diesem gesetz- und ordnungslosen Gebiet versuchten zahlreiche Flüchtlinge an einen sicheren Ort und ebenso viele ehemalige Soldaten in ihre Heimat zu gelangen. Sofern jene in Österreich lag, folgten die jungen Männer, die es unternommen hatten, sich auf abenteuerlichen Wegen durchzuschlagen, einer Richtung, die sich mit anderen Fluchtwegen manchmal deckte, aber ihnen auch entgegengesetzt sein konnte. Ihr Weg durch den Mai kreuzte sich mit jenem zahlreicher weiterer Flüchtlinge oder Heimkehrer. Weitgehend auf sich allein gestellt, waren sie jederzeit in Gefahr, von Partisanen oder Angehörigen der alliierten Streitmächte gefasst, eingesperrt oder sogar getötet zu werden.

Die Aufzeichnungen von zwei Niederösterreichern, die ihre Erinnerungen an eine solche abenteuerliche Flucht durch den Mai aufgeschrieben haben, liegen hier vor. Der eine, Josef Prinz, kommt aus dem Oberen Waldviertel und ist in Siebenlinden aufgewachsen. 2011 gab er seine Lebenserinnerungen im Selbstverlag heraus, nachdem der Abschnitt über seine Erlebnisse bei Kriegsende in kursorischer Form schon im „Niederösterreichischen

Familienalbum“ veröffentlicht worden war.³ Er konnte dabei auf persönliche Aufzeichnungen zurückgreifen, die in den Fünfzigerjahren entstanden waren. Josef Prinz war bei Kriegsende mit seiner Einheit in der Nähe von München eingesetzt. Der andere, Leopold Karlinger, stammt aus dem Mostviertel. Er verfasste im Jahr 2000 im Alter von 73 Jahren seine Lebenserinnerungen.⁴ Bei der Schilderung seiner Abenteuer im Mai und Juni 1945 konnte er sich ebenfalls auf Notizen stützen, die er unmittelbar nach der glücklichen Heimkehr verfasst hatte, wie mir seine Tochter Maresi Karlinger mitteilte. Leopold Karlinger erlebte das Ende des Krieges in Nordböhmen. Beide Texte haben eine weitere Gemeinsamkeit: Ihre Autoren ergehen sich zuerst über viele Seiten in Beschreibungen von traditionellen Landwirtschaftstechniken und Arbeitsverhältnissen im bäuerlichen Bereich, von Bräuchen und Genealogien, die von großem Wert für die Heimatkunde sind. Doch wecken sie damit keine Leidenschaft für den Text. Sie verfallen in den Erzählmodus des Berichtes. Über Anekdoten aus der Kindheit und Schulzeit beginnt sich dann langsam so etwas wie eine linear verlaufende Erzählung zu entwickeln, die vor allem durch die historischen Ereignisse des Jahres 1938

3 Josef Prinz, *Wie es früher war. Lebenserinnerungen* aufgeschrieben 2011 von Josef Prinz mit wertvoller Unterstützung von meiner Familie (Nondorf 2011). 122 Seiten mit sechs Fototafeln im Anhang.

Niederösterreichisches Institut für Landeskunde (Hg.), *NÖ Familienalbum: Unser Land 1945 bis 1955 in persönlichen Erinnerungen / Waldviertel* (St. Pölten ²2006) 30.

4 *Erinnerungen von Leopold Karlinger* (2. Oktober 1927 – 16. Jänner 2004). Unveröffentlichtes Manuskript, Familienarchiv Maresi Karlinger, Klein Erlauf. 93 Manuskriptseiten mit eingefügten Bildern.

eine Beschleunigung erfährt. Die Veränderungen, die ihre vorher ausschließlich bäuerlich und christlichsozial geprägte Umwelt erlebt, werden von den Autoren in der Erinnerung aufmerksam notiert. Konflikte mit nationalsozialistischen „Volksgenossen“, die Auseinandersetzung mit dem neuen Zeitgeist und der bedrohliche Kriegsverlauf bereiten auf die Dramatik in der Geschichte vor. Schließlich werden die jungen Männer zur Wehrmacht eingezogen, Leopold Karlinger am 30. August 1944 und Josef Prinz am 12. März 1945. Mit dem Zerfall ihrer Einheiten in der ersten Maiwoche 1945 beginnt ein Kapitel ihrer Lebensgeschichte, das in beiden Texten das Herzstück darstellt. Die Erzählung vom Weg durch den Mai, der Leopold Karlinger von Nordböhmen über Sachsen, die Oberpfalz, den Bayerischen Wald und das oberösterreichische Mühlviertel in zwei Monaten heim ins Mostviertel führt, während Josef Prinz nur siebzehn Tage für den seinen von Bayern ins Waldviertel benötigt, ist an Lebendigkeit und Anschaulichkeit nicht zu übertreffen. Plötzlich erzählen die Autoren! Spannend, mitreißend und packend.

Es ist meine These, dass die Qualität der Erinnerung davon abhängt, wie sehr die Protagonisten nicht nur passiv Erlebnisse über sich ergehen lassen, sondern auch aktive Gestalter ihres Schicksals sein können. Je selbstbestimmter und eigenverantwortlicher jemand handeln kann – oder seine Situation zumindest so erlebt –, desto besser erinnert er sich an die Ereignisse.⁵

5 Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen* (Frankfurt am Main, New York 1995) 109–130, 182.
Sloterdijk, *Literatur und Lebenserfahrung*, 79.

Der Erzähler kann sich mit einer besonderen Dichte an jene Abschnitte seines Lebens erinnern, als er Herr seines Schicksals zu sein schien. Diese können gleichzeitig auch die schlimmsten und bedrohlichsten Phasen seiner Biographie sein. Nicht darauf, ob sie gefährlich oder harmlos waren, kommt es an. Nein, es geht darum, ob er ganz für sein Leben (und Überleben) zuständig ist. Auf ihrer Odyssee durch eine Zeit und einen Raum, in denen es weder eine verlässliche Ordnung noch andere Gewissheiten gab, waren Leopold Karlinger und Josef Prinz weitgehend auf sich allein gestellt – auch wenn sie sich zeitweise oder für eine längere Strecke anderen Heimkehrern oder Flüchtlingen anschlossen bzw. diese sich ihnen zugesellten. Einzig ihre eigenen Entscheidungen führten zu Erfolg oder Misserfolg, nur sie selbst mussten sie verantworten. Eine solche Selbstbestimmung erfahren Menschen oft ihr ganzes Leben nicht mehr. Solange sie als Kinder im Schoß ihrer Familien aufgehoben sind, wird über sie Autorität ausgeübt. Beim Militär wird ihr Leben wieder fremdbestimmt. Mit der Auflösung ihrer Truppe fallen diese Zwänge schlagartig weg. Das erste Mal in ihrem Leben handeln die Protagonisten als autonome Subjekte. Ob sie als Personen untergehen oder nicht, hängt nur noch von ihren Einschätzungen und Handlungen ab. Es gilt zu überleben. Wie sie das schaffen, ist allein ihre Sache. Ein Scheitern wird nicht durch ein soziales Umfeld abgefedert. Ein Scheitern in dieser Situation ist total und endgültig. Sie haben nur diese eine Chance.

Nach ihrer Rückkehr sind Leopold Karlinger und Josef Prinz wieder in ihr vertrautes Milieu eingebettet. Sie bauen sich eine berufliche Existenz auf, verheiraten sich und gründen Familien. Sie nehmen teil an Wiederaufbau und Wirtschaftsaufschwung. Nie wieder

kommen sie in eine derart existenzielle Situation des Auf-sich-allein-gestellt-Seins. Die Erfahrung einer Autonomie und Selbstbestimmung wie bei ihrem Weg durch den Mai bleibt ihnen hinkünftig erspart. Man könnte es auch so formulieren: Sie ist ihnen nie wieder vergönnt. Der Alltag hat sie eingeholt, die Routine bestimmt ihr Leben. Und damit schließt sich das Fenster der Erinnerung wieder.

Nur über die entscheidenden Wochen und Monate im Jahr 1945 sind Erzähler wie Leopold Karlinger und Josef Prinz imstande, minutiöse Rechenschaft abzulegen. Sie können sich erinnern, wo sie an jedem Tag waren und was sie an diesen Orten unternommen haben. Sie können Details angeben, die uns in ihrer Exaktheit verblüffen. Die Details zeigen, wie die Erinnerung an diese Tage für die Erzähler mit Leben erfüllt ist. Peter Sloterdijk erklärt dies mit einer „Dynamik“ des Erzählens, der sich der Erzähler nicht entziehen kann: „Solche Momente ergeben sich, wenn ein Erzähler für Sekunden die Blickrichtung aufs Entwicklungsziel aufgibt und aus dem Relevanzsystem der Bedeutungen und Zielsetzungen [seiner Erzählung, Erg. T.D.] herausgleitet. Es lockert sich die Selbstzensur des ‚seriösen‘ Bewusstseins und schafft Raum für das ‚bloße Erzählen‘, das unter den Antrieben des Rührenden und Merkwürdigen, des Lustigen und Seltsamen, des Sentimentalen und Unheimlichen usw. stehen kann.“⁶

Josef Prinz schildert den Moment seiner Heimkehr: „Nun war ich meinem Heimatort nahe und in einer Viertelstunde daheim. Meine Kleidung war alt und

6 Sloterdijk, *Literatur und Lebenserfahrung*, 127.

abgerissen. Ich ging barfuß, weil die Schuhsohlen löchrig waren. Ich sah also ziemlich verwahrlost und wild aus, so dass mich die Nachbarin erst erkannte, nachdem ich sie begrüßt und angesprochen hatte. Auch meine Mutter, die gerade am Herd beschäftigt war, als ich in die Küche kam, fragte, was ich wünsche. Erst als ich sagte, dass ich dableiben möchte, erkannte sie ihren Sohn.“ Der Heimkehrer wird nicht erkannt. Dieses Motiv scheint aus Homers Erzählung über die gefährdete Rückkehr des griechischen Heros Odysseus aus einem Krieg, der nur Verlierer kannte, entlehnt. Da das altgriechische Epos die älteste erhaltene Heimkehrergeschichte der Weltliteratur ist, erscheint es nicht weiter verwunderlich, wenn uns solche Parallelen begegnen. Und hier stolpern wir zugleich schon über den ersten grundlegenden Unterschied zwischen den Geschichten von Leopold Karlinger sowie Josef Prinz und der Odyssee: Der gesamte Mythenkreis um die Belagerung und Eroberung der Stadt Troja behandelt das Scheitern der Sieger. Heimkehrer-Lebensgeschichten wie jene von Leopold Karlinger und Josef Prinz handeln dagegen vom (Lebens-)Glück der Besiegten.

Männer, die in den Krieg ziehen, können niemals wieder zurückkehren. Homers Helden sind in ihrem weiteren und meist recht kurzen Leben vom Unglück – und der Missgunst der Götter – verfolgt. Mag auch solchen Männern die physische Heimkehr gelingen, so gelangen sie trotzdem niemals wieder in die Heimat. Sie kehren nicht als jene wieder, als die sie ausgezogen sind. Sie sind nicht mehr sie selbst, nur noch Doppelgänger ihrer selbst. Kein Wunder, dass sie von ihren Angehörigen nicht mehr erkannt werden. Die jungen Männer haben so viel gesehen und erlebt, dass diese Erfahrungen sie zu anderen Menschen gemacht haben. Josef Prinz war

gerade einmal zehn Wochen von zu Hause weg – und nicht zwanzig Jahre wie Odysseus –, und doch genügt auch diese Zeit, um ihn so weit zu verändern, dass sogar die eigene Mutter ihn nicht sofort wiedererkennt.

Auch die Geschichte von Leopold Karlinger bietet eine auffällige Parallele zur Odyssee. Es ist das Zögern vor dem letzten Schritt. Odysseus hat bei seinen Irrfahrten im Mittelmeer bereits alle seine Schiffe und Männer verloren, als ihn Kalypso auf ihrer Insel Ogygia aufnimmt. Dort verbringt er den größten Teil der zehn Jahre, die er für die Heimkehr nach der Zerstörung Trojas benötigt. Es fällt auf, dass er es mit der Rückkehr nicht besonders eilig zu haben scheint. Warum bleibt Odysseus so lange auf Ogygia, das nicht allzu weit von seiner Heimatinsel entfernt sein mag? Was fürchtet er? Wartet er ab, bis Gras über die Sache gewachsen ist? Er hat es schließlich nicht vermocht, die Blüte der Jugend Ithakas heil aus dem Kriegsabenteuer zurückzubringen. Odysseus hat als Anführer versagt, und er weiß nicht, ob er sich nach Hause trauen darf. Auch Leopold Karlinger erklärt nur ganz beiläufig in einem Nebensatz, der sich auf einen Schicksalsgenossen bezieht, warum er – bloß eineinhalb Tagesreisen von seiner Heimat im Tal der Kleinen Erlauf entfernt – vom 18. Juni bis zum 8. Juli, also ganze drei Wochen, in Warteposition im südlichen Mühlviertel verharret. Er erwähnt einen „Josef Göls, der so wie ich aus Niederösterreich, aus Matzleinsdorf, stammte und sich auch nicht heimtraute“. Die zwei Männer schätzen die Situation in ihren Mostviertler Heimatdörfern, die sich in der russisch besetzten Zone befinden, vorläufig als zu unsicher und gefährlich ein. Sie warten ab, bis sie wissen, ob sie die Heimkehr riskieren können. Gerade die relative Nähe macht es

möglich, sich ein Bild von den Vorgängen und Verhältnissen in ihrer Heimat zu machen, bevor sie den letzten Schritt ihrer Heimreise wagen. Die 1915 in der Buckligen Welt geborene und seit 1936 dort verheiratete Rosalia Pichler erzählt ähnlich in ihren Erinnerungen, wie sie Ende Juni 1945 auf unorthodoxen Wegen einen Brief ihres Mannes aus Salzburg übermittelt bekam, der bei ihr anfragte, ob es die Situation erlaube, dass er sich nach Hause wagt. Ende September besucht sie ein Bekannter, der auf der mittlerweile von den Engländern besetzten steirischen Seite des Wechsels wohnt, und berichtet, dass ihr Mann bei ihm angekommen sei und abwarte, ob eine Überquerung der Zonengrenze sicher sei. Rosalia Pichler geht, gemeinsam mit einer Freundin, ihren Mann persönlich aus Friedberg abholen.⁷

Den Abschluss bildet das Tagebuch des Generalvikars Michael Distelberger (1886 – 1959), das Auskunft erteilt, wie es den in der Heimat Zurückgebliebenen von April bis Juni 1945 ergangen ist. Über die Kriegsfolgen in ihrer westniederösterreichischen Heimat erfahren die Heimkehrer Josef Prinz und Leopold Karlinger nämlich nur wenig. Als Leopold Karlinger am 27. Mai im Bayerischen Wald nahe der tschechischen Grenze einem anderen Heimkehrer begegnet, berichtet ihm dieser vom Kriegsende im Mostviertel:

„Ein einzelner Heimkehrer kam mir entgegen, der nach Berlin wollte, wie er mir sagte. Wir sprachen miteinander, und ich erzählte ihm vom Osten, und er

7 Rosa Scheuringer (Hg.), Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden (= Damit es nicht verlorengeht..., 60) (Wien, Köln, Weimar 2007) 59–60.

sagte, er komme aus Niederdonau. Er erzählte mir, dass in den Orten Obergrafendorf, Wieselburg und Amstetten alles von den Russen zerstört und niedergebrannt und die Frauen vergewaltigt worden seien. Und was noch alles Schreckliches passiert sei. Auf meinen Einwand, es sei doch in St. Pölten der Krieg beendet worden, meinte er nur, dass es da erst so richtig losgegangen sei.“

Leopold Karlinger ist von diesen schlechten Nachrichten sehr verunsichert. Hat es Sinn, dass er weiterwandert? Was spielte sich tatsächlich in der Heimat ab?

Mein Großonkel Michael Distelberger erzählt nicht aus freien Stücken. Sein Tagebuch ist anfangs eine bürokratisch genaue Aufzählung der Bedrängnisse durch das nationalsozialistische Regime, ein Rechenschaftsbericht seiner hartnäckigen, aber oft vergeblichen Gegenmaßnahmen. Die Bombenangriffe auf St. Pölten und die Besetzung durch die Rote Armee schneiden den hohen Funktionär der Diözese St. Pölten weitgehend von seinen offiziellen Informationsquellen ab. Schließlich bleiben ihm nur noch seine persönlichen Beobachtungen und Erlebnisse im Alltag einer besetzten Stadt. Aus der Not heraus beginnt Michael Distelberger zu erzählen. Der kirchliche Würdenträger muss erst lernen, seine eigenen Ängste und Hoffnungen, seine Unsicherheiten und Vermutungen ernst zu nehmen und sie dem Tagebuch anzuvertrauen. Nicht immer liegt er mit seiner Sichtweise richtig. Die Gerüchteküche brodelt, und dem Generalvikar bleibt nichts anderes übrig, als sich auf seinen gesunden Menschenverstand zu verlassen. Auf den Höhepunkt steuert seine Erzählung zu, als er sich erstmals wieder weit ins Land hinauswagt. Da findet er sich in einem einsamen Waldgraben im

Hügelland zwischen Ybbs- und Erlaufthal wieder, wo er versucht, eine junge Frau vor der Vergewaltigung durch einen Rotarmisten zu bewahren.

* Mit einem Sternchen markierte Worte sind im Glossar erklärt.